

UMSCHAU

Jakob Balde und seine Zeit

In Jakob Baldes elsässischer Geburtsstadt Ensisheim versammelten sich im Jahr 1982 Forscher der Barockzeit und Barockdichtung unter Leitung von Frau Professor Dr. A. Thill, um – wie es hieß – den größten neulateinischen Dichter des 17. Jahrhunderts im alten Reich aus seiner Zeit und von seiner Dichtung her zu verstehen. Die Akten des Kolloquiums¹, die erst vier Jahre danach erschienen sind, vermitteln nicht nur ein plastisches Bild des Dichters und seiner Epoche, sondern geben auch einen Überblick über den neuesten Stand der Forschung.

G. Bischoff (14–35) skizziert die Stadt Ensisheim, in der Balde am 4. Januar 1604 geboren wurde. Die Hauptstadt Vorderösterreichs entsteht vor den Augen des Lesers; in den Gerichten plädierte Marc Rey, der spätere Fidelis von Sigmaringen; der Münze stand Peter Balde vor, ein Onkel Jakobs; unter den 88 Hexen, die zwischen 1588 und 1620 hingerichtet wurden, befand sich auch die Großmutter J. Baldes, Ursula Wittenbach; auf Bemühen des rührigen Pfarrers und vieler anderer eröffneten die Jesuiten 1615 ein Kolleg. Ab 1624, vier Jahre nach der Heiligsprechung des Ignatius, läßt sich der Vorname Ignatius im Taufregister nachweisen.

Der schwierigen Gründung des Jesuitenkollegs, seiner Funktion als Foyer humanistischer Kultur und als Missionszentrum gilt der Beitrag von L. Châtellier (36–47). Es verzeichnete nur eine kurze Blütezeit. Von dem Schwedeneinfall erholten sich weder das Kolleg noch die Marianische Kongregation, in der sich 1620 die politisch und ökonomisch führenden Leute eingeschrieben hatten, die wiederum einfacheren Mitbürgern den Zutritt ermöglichten.

J.-M. Valentin, der einen Großteil seiner wissenschaftlichen Kraft der Erforschung des Jesuitentheaters gewidmet hat, untersucht Baldes Tätigkeit in Bayern (48–63). Balde studierte in Ingolstadt ab 1622 Philosophie und Jura, trat im Juni 1624 in Landsberg am Lech in das Noviziat

ein und blieb mit nur zwei Jahren Unterbrechung – 1628–1630 in Innsbruck – Bayern bis 1653 verhaftet. Es sind, so Valentin, die Jahre der höchsten lyrischen Produktivität. Balde befürwortete in seinem Werk allerdings keineswegs die Autonomiebestrebungen der Einzelstaaten, sondern hielt unbeirrt an der Treue zum Kaiser fest. Wallenstein erfuhr eine herbe Kritik in den „*Sylvae*“ VII. 11, indem Balde die alttestamentliche Geschichte Jehus aktualisierte. Als Schutzfrau und Fürsprecherin verehrte Balde, hierin eins mit dem Kurfürsten, Maria, die „*Patrona Bavariae*“, die Balde auch als „*Mater castrorum*“ in seinen Hymnen titulierte. Und immer wieder rückte Balde die alltägliche Not, die kleinen Freuden, die Leiden des Alltags in seine Gedichte ein; gerade darin, so Valentin, liege Baldes Größe, daß er aus den zur Sterilität geronnenen Rastern der Poesie immer wieder in die Lebenswirklichkeit ausbreche.

A. Thill befragt das Werk Baldes daraufhin, welche Spuren der Fortgang aus dem Elsaß und das Exil im Werk Baldes hinterlassen habe (64–90). Balde betonte immer wieder, daß er sich als Bürger der Welt fühle, und versuchte mit dem Ausspruch zu überzeugen: „*Hic sum natus, ubi sum*“. Glaublich? Verschwieg er tiefste Gefühle, wie das des Heimwehs? Auch raffte er sich zu dem Bekenntnis auf, daß das wahre Exil das Erdenleben sei. Spricht hier der wahre Jesuit? Oder ein wahrer Stoiker? Sprechen beide?

F. Lestringant stellt die tiefe Freundschaft zwischen Balde und dem französischen Botschafter auf dem Westfälischen Friedenkongress, Claude d'Avaux, vor (91–108). Literaturhistorische Untersuchungen erwarten den Leser in den folgenden Kolloquiumsreferaten. Baldes Auffassung von der Satire arbeitet D. Behrens heraus (109–126). Aus skeptischer Grundhaltung heraus betrachtete Balde in heiter-spöttischer Weise das menschliche Leben um sich herum, ohne den Glauben an eine moralische Besserung ganz auf-

geben zu können. Seine Satire „Medicinae gloria“ schloß Balde mit den Worten: „Ich habe mich... bemüht, ein heiteres und nicht Schaden bringendes Gedicht vorzutragen, eher mit drohender Miene scherzend, als ernsthaft blutrünstig... Die Entrüstung eines Juvenal und Verse, die die Fallsucht androhten, sollen für einen anderen Gegenstand ausgespart bleiben. Wer hätte denn, bedenkt er den Gang unserer Zeit, genug Hohn und Zorn?“

In seinem Beitrag „Die Verwandlung Jakob Baldes. Ovidische Metamorphose und christliche Allegorie“ (127–156) weist E. Schäfer darauf hin, daß die Jesuitenauteuren und unter ihnen auch Balde sich dem „reinen“ Rückgriff auf die antiken Autoren verweigerten; die christliche Tradition bildete für sie weiterhin eine Filterfunktion gegenüber der antiken Literatur: nicht Ovid wurde in den Kollegien gelesen, sondern „Ovidius expurgatus“ (136). Diese Linie führt P. L. Schmidt mit seinen Ausführungen zu „Balde und Claudian: Funktionsgeschichtliche Rezeption und poetische Modernität“ (157–184) weiter und gibt Gelegenheit, auf Baldes Umgang mit den antiken Klassikern einzugehen. Als der 24jährige Balde den Zyklus „Regnum poetarum“ in dem Münchner Kolleg zur Aufführung brachte, ließ er Lukian, Statius und Claudian auftreten. Damit bekannte Balde sich zu dem Prozeß der Neubewertung antiker Autoren, der im 16. Jahrhundert begonnen hatte, ein Prozeß antiklassizistischer Umakzentuierung, in dem Tacitus beispielsweise Cicero vorgezogen wurde (165).

Wie gepackt Balde von dem Thema der „Eitelkeit der Welt“ war, trägt M. Israel vor (185–201). In dem „Poema de Vanitate Mundi“, erschienen 1638, versicherte Balde dem Leser, daß wie alle sieben Weltwunder so eben auch die Pyramiden zur Unkenntlichkeit zerfallen seien (192). Das Kapitel über das himmlische Jerusalem verpflanzte Balde absichtlich nicht an den Schluß, um dem Leser keine Entlastung zu geben, vielmehr führte er ihn noch durch weitere zehn Kapitel, die Unbeständigkeit und Todesnähe der Welt thematisierten.

Die „Utopia“ Baldes, 1641 veröffentlicht, steht im Mittelpunkt der Untersuchungen von Th. Miguets (202–240). Balde entwarf nicht einen idealen Staat, skizzierte vielmehr einen Naturzu-

stand harmonischen und reichgesegneten Zusammenlebens. Miguët unterwirft das ohne kritischen Zeitbezug erfaßte Gedicht auch einer psychoanalytischen Interpretation, deren Ergebnisse er so zusammenfaßt: aus dem Gedicht spreche die Balde wohl selbst nicht bewußte Hinwendung zur Weiblichkeit (*la féminité*), er befriedige eine verdrängte Sehnsucht und habe den Gesang aus tiefster Frustration heraus verfaßt (238). Der Leser wird sich seine Gedanken machen, ist doch dankenswerterweise die „Utopia“ in Übersetzung beigegeben.

J. Jisewijn erklärt Balde von der Ästhetiktheorie seiner Zeit her (241–252), M. Israel entrückt den Jesuiten Menestrier der Vergessenheit, der als einer der wenigen Franzosen des 17. Jahrhunderts die Literatur Deutschlands in Frankreich bekanntmachte und rühmende Worte für Balde fand (253–254). Thomas Morus wurden ab dem 16. Jahrhundert stoische Eigenschaften beigelegt, wie die Heiterkeit, die *hilaritas*. Dieser Prozeß gelangte in Baldes Werken zur Reife, so H. Wiegand (255–270). Beiträge von U. Herzog und M. Wehrli widmen sich der Wirkungs- und Übersetzungsgeschichte der Werke des Jesuiten Jakob Balde.

Der Band ist ansprechend gestaltet, enthält vielfältige Literaturhinweise und gibt das Bildmaterial hervorragend wieder. Diese Besprechung darf Anlaß sein, um den Leser auf einige Autoren und Werke der zeitgenössischen Barockdichtung aufmerksam zu machen, ohne damit so verdiente Autoren wie R. Alewyn, M. Wehrli, Jean-Marie Valentin und C. Wiedemann völlig unterschlagen zu wollen. So seien aus der Fülle der Neuerscheinungen genannt: Marc Forlani, *L'Age de l'éloquence. Rhétorique et „res litteraria“ de la Renaissance au seuil de l'époque classique* (Genf 1980); Wilhelm Kühlmann, *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters* (Tübingen 1982); Barbara Bauer, *Jesuitische „ars rhetorica“ im Zeitalter der Glaubenskämpfe* (Frankfurt 1986). Die Barockliteratur verstand sich danach als Kompensation in den Zeiten der Entbehrung und der Kriege, als Bindeglied eines allerdings glaubensmäßig zerfallenen Europas und als Stütze des fröhabsolutistischen Staates. Unabtrennbar von diesen Aspekten

entrollen die zeitgenössischen Forschungen auch ein Bild der Gesellschaft Jesu, ihres humanistischen Unterrichts und ihrer Bühnenwerke. Alle Patres und Brüder waren sicherlich nicht große Geister, gibt Francois Moureau zu, um dann fortzufahren, daß die Societas Jesu ein „laboratoire extraordinaire“ darstellte, welches eine neue Art des Unterrichts, eine neue Art zu denken und einen eigenen unverwechselbaren Weltbezug in die Kultur einführe (12). In diesem „Laboratorium“ wuchs Jakob Balde auf und formte seine

dichterische Begabung, bis zu jener Reife, die Goethe sagen ließ: Er „bleibt bey jedem Wieder- genuß derselbe, und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutschmeckenden Früchte ohne an seiner Individualität zu verlieren“ (167).

Norbert Brieskorn SJ

¹ Jakob Balde und seine Zeit. Akten des Ensisheimer Kolloquiums 15.–16. Oktober 1982. Hrsg. v. Jean-Marie Valentin. Frankfurt: Lang 1986. 290 S. (Jahrbuch für Internationale Germanistik.) Kart. sfr 94,-.

Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist

Dreizig Jahre Herderbücherei

Mit seiner Begriffsprägung von der „Bewußtseins-Industrie“ hat Hans Magnus Enzensberger den Verlegern die Unschuld geraubt. Niemand kann mehr naiv behaupten, er mache nur ein paar Bücher. Die Verlagsprogramme prägen den Zeitgeist entscheidend mit. Das gilt vor allem für die Taschenbuchverlage. Die kulturrevolutionäre Bewegung, die grüne Welle, der Feminismus, die totale Liberalisierung des sexuellen Verhaltens zum Beispiel sind ganz konkret von benennbaren Serien inspiriert und gestützt worden. Man kann sie sich nicht vorstellen ohne die lesenden Meinungsführer, die ihre Ideen aus den Pocket-book-Ständern bezogen haben. Insoweit hat Enzensberger recht, wenn er schreibt: „Hergestellt und unter die Leute gebracht werden nicht Güter, sondern Meinungen, Urteile und Vorurteile, Bewußtseins-Inhalte aller Art.“ Selbst Verlage, die vorgeben, keine Stoßrichtung zu entwickeln, sondern einfach alles zu machen, was geht, stärken damit die weitverbreitete Mentalität der Beliebigkeit und Austauschbarkeit, die für das moderne Kulturleben bezeichnend ist.

Nun ist der Zeitgeist kein einförmiges Gebilde. Er zerfällt in Fraktionen, die miteinander ringen. Man darf daher nicht nur auf die tonangebende Mehrheit achten, sondern muß auch die Minderheiten in den Blick nehmen, die sich gegen die Mehrheitsstrebungen zur Wehr setzen.

Auf dem Taschenbuchmarkt wäre hier zum Beispiel der Deutsche Taschenbuch Verlag zu nennen, der gegen die „Amerikanisierung“ des

Geschmacks eine anspruchsvolle Kulturreihe gesetzt hat und sie seit 25 Jahren überzeugend fortführt. Das ist ohne Zweifel die Lebensleistung des Gründers Heinz Friedrich. Gewiß muß auch er, wie jeder Verleger, das Vorhandensein einer genügend großen Zielgruppe voraussetzen. Doch befriedigt er mit seinem Programm nicht nur deren literarische Wünsche, er verstärkt sie auch und ermutigt die Bereitschaft, sich dem Druck des Massengeschmacks nicht zu beugen. Bezeichnend ist, daß er, an der Pensionsgrenze angekommen, noch keinen Nachfolger gefunden hat, dem er zutraut, diesen Kurs zu halten. Man kann daher nur wünschen, daß in den nächsten fünf Jahren, um die sein Vertrag verlängert wurde, eine Persönlichkeit gefunden wird, die die Kraft hat, den Deutschen Taschenbuch Verlag weiterhin erfolgreich gegen den Trend der Taschenbuchfabriken zu steuern, die monatlich 60 Titel und mehr „auf den Markt werfen“.

Umsatzmäßig betrachtet hat der traditionsreiche Rowohlt-Verlag die Rangliste der Taschenbuchverlage lange Zeit angeführt. Er ist jetzt überholt worden von Heyne und Goldmann. Mit deren „magazinartigem Programm“ (für jeden etwas, alles beliebig) entsprechen sie offensichtlich dem oberflächlicher gewordenen, an den Unterhaltungsmedien orientierten Geschmack vieler Zeitgenossen.

Vor diesem Hintergrund ist die Herderbücherei zu würdigen, die auf ihr 30jähriges Bestehen zurückblicken kann. 1957 wurde sie als siebter